

Über das Sammeln von Ikonen

Autor(en): **Zarn, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **35 (1977)**

PDF erstellt am: **23.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658871>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Über das Sammeln von Ikonen

von Albert Zarn

Ein Beitrag zum Kapitel Kunstschätze in Oltner Privatbesitz

Einer Anregung Dr. Karl Meyer's folgend, haben wir bereits über einige Privatsammlungen berichtet (21./26./30. Jahrgang).

Erfreulicherweise gibt nun der Oltner Ikonensammler Dr. sc. techn. Albert Zarn mit zwei farbigen Wiedergaben aus seiner Kollektion eine kleine Anleitung zum Verständnis der Kultbilder der Ostkirche.

Die Red.

Während noch vor wenigen Jahren Ikonen im Westen nur von einigen Idealisten gesammelt wurden, sind diese Bilder heute – leider mehr aus materiellen als aus ideellen Gründen – sehr gefragt.

Wir westlichen Menschen des ausgehenden 20. Jahrhunderts betrachten die Ikonen zuallererst als Kunstgegenstände; manche aber, ein Geschäft witternd, sehen in ihnen eine Handelsware und wieder andere – angeregt durch diese – eine Kapitalanlage: Ikonen sind aber wesentlich mehr als das!

Ikonen sind Kultbilder, insbesondere der orthodoxen Ostkirchen. Sie gehören sowohl ins Gotteshaus als auch in die Wohnung der Gläubigen.

Der Bilderkult in der Christenheit gab öfters Anlass zu Kontroversen, nachdem für das Judentum ein strenges Bildverbot galt: «Du sollst dir kein Gottesbild machen, keinerlei Abbild, weder dessen, was oben im Himmel, noch dessen, was unten auf Erden, noch dessen, was in den Wassern unter der Erde ist; du sollst sie nicht anbeten und ihnen nicht dienen» (Exodus [2. Mos.] 20.4–5; zitiert nach Zürcher Bibel 1955).

Vom Jahre 730 an fanden im Osten Auseinandersetzungen über die Verehrung der Bilder statt, die den Bildersturm im Westen im 16. Jahrhundert weit übertrafen und – wie im «Kampf um den rechten Glauben» üblich – blutig verliefen!

Bilder aus der vorikonoklastischen Zeit finden sich praktisch nur noch im Katharinenkloster auf der Sinaihalbinsel.

Das 7. Ökumenische Konzil von Nikaia (Nicäa) im Jahre 787 entschied sich dann für die Bilder mit folgender Überlegung:

«Die bildliche Darstellung Christi, der Mutter Gottes, der Engel und der Heiligen ist erlaubt; denn durch sie wird der Beschauer zum Andenken und zur Nachahmung der dargestellten Urbilder angeregt. Die den Bildern erwiesene Verehrung bezieht sich auf das dargestellte Urbild, den Prototyp; sie ist zu unterscheiden von der Anbetung, die Gott allein gebührt». (Jedin, H. «Kleine Konziliengeschichte» S. 34/Herder Bücherei, Band 51).

Endgültig erlosch dieser Bilderstreit erst im Jahre 843. Aus Freude über den schliesslich positiven Ausgang der Bilderfrage wird in den Ostkirchen am 1. Fastensonntag «das Fest der Orthodoxie», d. h. der «Rechtgläubig-

keit», gefeiert (Rothmund, «Handbuch der Ikonenkunst» S. 28; München 1966).

Dass der Bildersturm im Osten verheerender war als im Westen, lässt sich durch die Tatsache erhärten, dass in zahlreichen mittelalterlichen Kirchen der Schweiz, die seit der Reformation dem evangelischen Gottesdienst dienen, heute Fresken freigelegt werden können, weil sie damals lediglich übertüncht und nicht zerstört worden sind; oder denken wir gar an die einzigartige romanische Bilderdecke in der St. Martinskirche in Zillis, welche alle Stürme der Glaubenswirren überstanden hat. Es sei voller Dankbarkeit festgestellt, dass in jüngster Zeit das Verständnis und die Toleranz gegenüber den Kultbildern erfreuliche Fortschritte gemacht haben. Dass immer wieder Missverständnisse über Verehrung/Anbetung auftreten, möchte ich an einem kleinen Beispiel, sogar aus meiner Bezirksschulzeit – die ungefähr 45 Jahre zurückliegt –, belegen:

Bei der Erklärung eines Gemäldes (es dürfte sich um die «Sixtinische Madonna» von Raffael gehandelt haben) bemerkte der damalige Interpret, der immerhin für sein kulturgeschichtliches Bemühen auf dieser Schulstufe zu loben ist: «Und hier seht ihr den Papst, wie er die Maria anbetet».

Ferner sei ein Beispiel aus einer unlängst erschienenen Publikation angeführt:

Im Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Schweiz. Kunstgeschichte «Unsere Kunstdenkmäler», Ausgabe 1975. S. 300, berichten J. Davatz und F. Jakob in einem Artikel «Zur Hostienmonstranz von 1518 in Glarus»:

«Man darf mit guten Gründen annehmen, dass es einem Zwingli nicht gleichgültig war, wer die Monstranz schuf und ob sie eine künstlerisch unbedeutende oder bedeutende Form erhielt. Der humanistisch vielseitig gebildete Pfarrherr verleugnete nicht, dass er schöne Bilder und Statuen mehr als die meisten Menschen bewundere. Selbst als Reformator lehnte er ja die bildende Kunst nie grundsätzlich ab; er kämpfte nur radikal gegen die abergläubische Unsitte der Bilderverehrung ...»

Als Bilderfreund würde ich den letzten Satz, leicht modifiziert, so formulieren:

«... er kämpfte nur radikal gegen die Unsitte der abergläubischen Bilderverehrung».

Die Bilder waren weitgehend dazu bestimmt, dem des Lesens unkundigen, einfachen Volk die Heilsgeschichte – Szenen sowohl aus dem Alten, als insbesondere aus dem Neuen Testament – nahe zu bringen; ganz abgesehen davon, mussten diejenigen, welche die Bildprogramme zusammenstellten, sehr bibelfest sein (Konkordanz/Vorbild im Alten Testament).

Dass es bei der Bilderverehrung auch zu Übertreibungen kommen konnte und kann, ist nicht auszuschliessen. Als verbindliche Lehre gilt aber nach wie vor – für Orthodoxe und Katholiken – das oben zitierte Konzilsdekret.



«Die Ausgiessung des Heiligen Geistes»

Dieses Bild gehört zur Gattung der Festtagsikonen und ist ein klassisches Werk der Kretischen Schule des 16. Jahrhunderts. Es stellt die «Ausgiessung des Heiligen Geistes» dar. Das Bild trägt den Titel «Pfingsten» (Pentekoste). Das Pfingstereignis ist im 2. Kapitel der Apostelgeschichte festgehalten. Obwohl das Amt des Judas Ischariot auf Matthias übertragen wurde (Apg. 1,20.26) und neben diesem eigentlichen Zwölferkreis die Evangelisten Markus und Lukas sowie Paulus abgebildet werden können, wird das Apostelkollegium stets durch 12 Personen dargestellt. Der Ehrenplatz in der Mitte ist frei; denn der Herr ist aufgefahren gen Himmel und die Gemeinde harrt auf den Tröster, d. h. den Heiligen Geist. Die 4 Evangelisten sind mit Büchern gekennzeichnet. Als erster in der (vom

Betrachter aus) linken Reihe ist Petrus als «primus inter pares» dargestellt. Johannes den Theologen, wie der Evangelist in der Ostkirche genannt wird, den obersten in der rechten Reihe, sehen wir hier als reifen Mann. Oft ist auch Paulus – ikonographisch ähnlich wie Johannes mit Stümglatze, langem Bart (und Buch) – in Pfingstdarstellungen anzutreffen, obwohl die Bekehrung Sauls erst im 9. Kapitel der Apostelgeschichte geschildert ist. Die Figur im Vordergrund wird gedeutet als – das Universum, da diese Person auf Ikonen häufig als «Der Kosmos» bezeichnet ist, oder auch als – einen alttestamentl. Propheten (z. B. König David) mit 12 Schriftrollen. Die Darstellung zeigt somit die Ausgiessung des Heiligen Geistes auf den Neuen und den Alten Bund bzw. auf das Weltall.



«Thronende Hodegetria»

Obige Abbildung zeigt eine «Thronende Hodegetria» (sprich Hodigitria). Hodegetria heisst die Wegweisende oder die Hinführende, nämlich zu Jesus

hinführende» (beachte die Geste der rechten Hand Marias).

Die Inschriften zu Häupten Marias sind die Abkürzungen
 M̄P Meter ΘV Theou
 = Mutter = Gottes

Die Inschrift über dem Nimbus Christi,

IC XC = IS ChS entspricht den Initialen Jesu Christi, während jene im

Nimbus

$\frac{\omega}{\Omega} = \frac{\delta \omega N}{\text{Ho } \Omega N}$

«Der Seiende», also «Der ohne Anfang und ohne Ende», bedeutet. (Diese griechischen Abkürzungen findet man auch auf den slawisch beschrifteten Bildern). Die drei Sterne auf Kopf- und Schultertuch der Gottesmutter sind das Zeichen der immerwährenden Jungfräulichkeit.

Diese Ikone ist griechischen Ursprungs und ums Jahr 1600 zu datieren.

Die Ikone stammt aus dem byzantinischen Reich, dessen ehemalige Hauptstadt Konstantinopel (vormals Byzanz) heute Istanbul heisst.

Mit der Ausbreitung des Christentums in seiner orthodoxen Form wurde auch der Ikonenkult ausgebreitet. Daher entstanden Ikonen in Griechenland, Kleinasien, im Mittleren Osten, in Ägypten und Abessinien, in Makedonien und Serbien, in Bulgarien und Rumänien und ungefähr seit dem Jahr 1000 in Russland.

Bis zu Beginn des 14. Jahrhunderts war die Darstellungsweise der religiösen Kunst im Osten und im Westen sehr ähnlich, wie Vergleiche mit der italienischen Malerei zeigen (Florenz/Siena etc.). Während die westlichen Maler ihre Werke frei gestalteten, folgen die Darstellungen auf den Ikonen vorgeschriebenen Schemen. Die Maler sind in der Gestaltung, im Ausschmücken und Variieren der Themata nicht frei. Verbindliche Vorschriften zur Darstellungsweise sind in Malerhandbüchern (im Griechischen «Hermeneia», im Russisch-Slawischen «Podlinnik» genannt) festgehalten.

Die wenigsten Werke sind signiert, denn das Malen von Ikonen war Gottesdienst.

Obwohl das Wort Ikone aus dem Griechischen stammt und Bild, Abbild, Ebenbild bedeutet und sich sowohl auf Fresken, Mosaiken, als auch auf tragbare Bilder und Buchschmuck beziehen kann – also ein sehr weit gefasster Begriff –, bedeutet der Ausdruck im heutigen Sprachgebrauch eigentlich Tafelbild. Ikonen sind meist auf Holz gemalte Bilder.

Der Bildträger – Holz oder die auf Holz aufgezoogene Leinwand – wird durch mehrmaliges Auftragen einer Mischung aus Gips, Kreide und Leim grundiert, getrocknet und schliesslich fein geschliffen. Anschliessend wird mit einer Nadel die Darstellung in den Kreidegrund eingeritzt und an den Stellen, wo ein Goldgrund vorgesehen ist, mit Blattgold belegt.

Die Malerei wird in Tempera-Manier unter Verwendung von natürlichen Pigmenten und Bindemitteln wie rohem Eigelb, Bier, usw., ausgeführt. Zum Schluss wird das Bild mit einem Firnisüberzug, welcher aus einem Gemisch von trocknenden Ölen und Naturharzen zubereitet wird, versehen, um damit die Farbe gegen äussere Einflüsse zu schützen.

Zur höheren Ehre des Bildes – die ja auf das Urbild übertragen wird – wurde dieses z. T. mit Metallrahmen oder -hüllen (evtl. sogar mit Edelsteinen) geschmückt. Diese Metallhüllen garantieren aber bei weitem nicht eine gute Qualität der darunterliegenden Malerei!

Da die Nachfrage nach Ikonen mit dem Wachstum der Bevölkerung stieg, wurden ab 18. Jahrhundert auch Metallikonen (meist Messing/Kupfer-Zink-Legierung) geschaffen. Auch auf diesem Sektor gibt es schön gegossene Bilder und Kreuzfixe, die nach dem Guss bearbeitet (nachgestochen und graviert) wurden. Teils sind sie sogar mit mehrfarbigen Emailinlagen versehen (Cloisonné).

Im kirchlichen Raum tritt die Ikone am eindrucklichsten an der Bilderwand (Templon/Ikonostase) in Erscheinung. Hinter dieser Bilderwand befindet sich der Altarraum, zu welchem Laien keinen Zutritt haben. (Im Westen stand bzw. steht an dieser Stelle der Lettner oder das Chorgitter.)

Aus diesen rudimentären Ausführungen ist kaum ersichtlich, dass die Beschäftigung mit Ikonen eine Vielzahl von Disziplinen beinhaltet.

Da die Ikonen einen immer grösser werdenden Interessentenkreis finden, sind leider auch Fälschungen – teils sogar auf altem Holz gemalt – anzutreffen.

Falls Sie, liebe Leserin, lieber Leser, trotz verschiedener negativer Punkte, den Wunsch nach einer Ikone haben sollten, so möchte ich Ihnen Folgendes raten:

- Informieren Sie sich zuverlässig, indem Sie sich mit der Materie etwas näher befassen; es gibt gute Literatur und viele Abbildungen von Ikonen als Anschauungsmaterial.
- Besuchen Sie Museen und Ausstellungen und schulen Sie so Ihr Verständnis und Ihr Auge.
- Erwerben Sie nur ein Bild, an dem Sie Freude haben.
- Und wenn Sie glücklich eine Ikone als vorübergehenden Besitz haben, gedenken Sie hin und wieder jener Generationen, welche vor Ihnen mit dieser Ikone gelebt und Freud und Leid mit ihr geteilt haben.
- Vielleicht denken Sie aber auch an die Geschlechter nach Ihnen, die, wie Sie, durch diese Ikone einen Blick über diese Zeit hinaus tun werden.

Hinweise

Museen und Ausstellungen

Dr. S. Amberg-Herzog, Kölliken (AG)

Die bedeutendste Privatsammlung Westeuropas befindet sich vor den Toren der Dreitannen-Stadt und kann jeweils am 1. Sonntag des Monats von 10–12 Uhr besichtigt werden.

Musée d'Art et d'Histoire, Genf

Momentan ist eine Privatsammlung, welche 36 sehr schöne russische Ikonen umfasst, zu bewundern. Betreuer Miroslav Lazović.

Ikonenmuseum Recklinghausen (Ruhrgebiet)

Dieses Museum beherbergt ebenfalls eine äusserst bedeutende Sammlung. (Konservator Heinz Skrobucha, Verfasser diverser Ikonen-Bücher).

Istituto Ellenico di Studi Bizantini e Postbizantini, Venedig (bei der orthodoxen Kirche San Giorgio dei Greci)

Beherbergt Ikonen von Malern, die zum grossen Teil in Venedig gewirkt haben.

Ikonenmuseum Autenried bei Günzburg/Donau (eine Autostunde westlich von München)

Hier ist das Zentrum des Slawischen Instituts München, Erzbischof Boris Rothemund.

Literatur

Neben den eigentlichen Ikonenbüchern kann ich die hervorragenden Werke des reformierten Berner Pfarrers Dr. h. c. Paul Huber: «Athos» sowie «Bild und Botschaft» wärmstens empfehlen (Atlantis Zürich 1969/1973).